

Das Projekt der „Commission de consultation sur le pratiques d’accomodement reliées aux différences culturelles“ ist faszinierend, weil es spezifische Probleme des interkulturellen Zusammenlebens ernst nimmt. Man hat keine standardisierten Meinungsumfragen initiiert und die Ergebnisse quantitativ aggregiert, was letztlich wieder zur Festlegung abstrakter Prinzipien führen würde. Man hat auch nicht einfach ausgewählte Vertreter einiger Religionsgemeinschaften zu einem symbolischen „Dialog“ in ein Ministerium eingeladen, wie man es in Deutschland macht und was dazu führt, dass der Staat als moralische Letztinstanz entscheidet, wer dazugehören darf und wer nicht. Nein, die Kommission hat das Lokale in den Blick genommen; das ist überall dort, wo Konflikte eigentlich entstehen. Sie hat die Beschwerden, Eingaben, Beobachtungen der Quebecer aufgenommen und lässt sie auch in ihrem Bericht zu Wort kommen. Konsequenterweise weist sie die Verantwortung für die Lösung dieser Konflikte wiederum der lokalen Ebene zu.

Zu fragen bleibt, ob ein solches Projekt Vorbild für Europa sein könnte. Der Bericht macht deutlich, dass sich der kanadische multikulturalistische Anspruch von der verfehlten oder gar nicht vorhandenen Integrationspolitik der vergangenen Jahrzehnte in den meisten europäischen Staaten unterscheidet. Während Quebec über lange Zeit Einwanderer willkommen geheißen habe, hätten die Europäer – speziell Dänemark, Deutschland und England – sie als „Besucher“ betrachtet, die irgendwann wieder gehen würden. Deshalb würden die nachfolgenden Generationen, Kinder aus Migrantenfamilien in deutschen Großstädten und französischen *banlieues* leben, ebenso abgehängt von der Kultur ihrer Vorfahren wie von einer prosperierenden Wohlstandsgesellschaft, die ihnen die Teilhabe versage. Dies produziere Unzufriedenheit, mitunter Aufstände, die wiederum die Mittelschichten „irritierten“ und ihren „guten Willen“ untergruben. In der Folge erstarkten fremdenfeindliche rechte Bewegungen.

Diese Beschreibung ist recht pointiert. Sie dient vor allem dazu, den Quebecern eines vor Augen zu führen: In Quebec mag es einzelne Konflikte geben, die sich in den vergangenen Jahren eventuell zu einer „Perzeptionskrise“ hochgeschraubt haben. Europa dagegen hat womöglich ein *wirkliches* Integrationsproblem. **Daniel Schmidt**

### **Paul du Gay: Organizing Identity. Persons and Organizations ‘After Theory’. London: Sage Publications 2007.**

Nachdem *Identität* als Thema eine wahre Modewelle durchlebt hat, scheint sich die wissenschaftliche Debatte nunmehr erschöpft zu haben. Das thematische Feld wurde in allen sozialwissenschaftlichen Disziplinen bearbeitet und bei Schlagwörtern wie Corporate Identity, Markenidentität und Cyberidentität wird klar, dass *Identität* ebenso die Wirtschaftswissenschaften, Werbeindustrie und Computernetzwerke erobert hat.

Paul du Gay stellt gleich zu Beginn seines Buches die grundlegende Frage, ob der Topos *Identität*, welcher zwar neue Bereiche besetzt und mit der Erweiterung der Forschungsgebiete neue Konzepte hervorbringt, gleichzeitig als Kategorie sein Erklärungspotential verliert. Seine Antwort lautet: Ja! Der Grund dafür liegt in dem, was er als „theoretisches Moment“ bezeichnet. Ausgehend von poststrukturalistischen Ansätzen, die die Entstehung von *Identität* aus dem Verhalten heraus erklären, wobei das manifeste Bewusstsein nur aufgrund von Leugnung und Unterdrückung des „Anderen“ entsteht, zeichnet er den Faden der theoretischen Auseinandersetzung mit *Identität* nach. Seine

Kritik kumuliert im Sozialkonstruktivismus, welcher das Verständnis davon, wie bestimmte Objekte und Personen konfiguriert und konstruiert werden – d.h. auch wie Identitäten organisiert sind – erschwert. Seiner Meinung nach diktieren Sozialkonstruktivismus oder die theoretische Auseinandersetzung mit Identität ihre Forschungsergebnisse im Voraus und ersetzen damit eine empirische Deskription durch ein philosophisches Argument (6). Die sozialkonstruktivistische Formel enthält zwei Schritte, die nach du Gay im Vergleich zu objektivierenden Vorstellungen keinen Mehrwert für die praktische Bearbeitung bieten. Der erste Schritt bezieht sich auf die Denaturalisierung von Dingen, also die Annahme der sozialen Konstruktion. Nach der Enthüllung der Konstruktion kann diese in einem zweiten Schritt neu gedacht, rekonfiguriert und radikal transformiert werden. Du Gay kritisiert an dieser Denkweise, dass die empirische Auseinandersetzung mit einem Gegenstand nicht einfach durch das Berufen auf sozialkonstruktivistischen Thesen übergangen werden kann.

Demgegenüber basiert Paul du Gays Konzeption auf dem soziologisch-anthropologischen Ansatz der Organisation von Identitäten. Das beinhaltet auch eine Verschiebung weg von einer allgemein soziologischen und kulturtheoretischen Darstellung bezüglich der Formierung von *Subjektivität* und *Identität* hin zu einem Verstehen der spezifischen Formen von Persönlichkeitsaneignung als Ergebnis des Eintauchens in oder der Unterwerfung unter Herrschaftsregime. Dies bedeutet, dass institutionalisierte Normen und Führungstechniken als Kultivierungsinstrumente personenbezogenen Verhaltens angesehen werden. Das Hauptargument von du Gay ist, dass das Erscheinen von multiplen Lebensbereichen ganz unterschiedliche und nicht-übertragbare Vorstellungs- und Verhaltenskonzeptionen von Personen bzw. Persönlichkeiten verursacht. Trotz der Tatsache der Nichtübertragbarkeit geht der Sozialkonstruktivismus jedoch davon aus, dass Identitäten aus verschiedenen Kontexten importiert und damit dekontextualisiert werden können. Es entsteht die Illusion der „Einheitlichkeit“. Du Gays Argument hingegen ist, dass verschiedene Vorstellungs- und Verhaltensweisen von Personen in unterschiedlichen kulturellen Kontexten oder gesellschaftlichen Institutionen verschiedene Funktionen performieren.

Aufgrund dieser Annahme konzentriert sich du Gay gleich im ersten Teil des Buches auf die Beziehungen, Techniken und Formen der Ausbildung von Praxen, durch die bestimmte Attribute und Fähigkeiten zur sozialen Existenz – z.B. eine bestimmte Art von Person zu sein oder eine konkrete Form von Individualität zu erlangen – geprägt werden. Hierfür werden zunächst Schlüsselbegriffe wie *Person*, *Individuum* und *Subjekt* spezifiziert. Marcel Mauss' definitorischem Kanon folgend versteht du Gay unter Individuen relativ unstrukturierte biologische und psychische „Wesen“. Im Unterschied dazu repräsentieren Personen die festgeschriebenen Formationen institutionalisierter Statusattribute. Diese bestimmen die Art und Weise der Selbstführung und der Beziehungen zu Anderen (40). Das Wesensmerkmal der Subjekte, im Gegensatz zu Personen und Individuen, ist die Verkörperung eines historisch-kontingenten und spezifischen Verhaltens, durch das Persönlichkeitseigenschaften angeeignet werden. Dabei werden öffentliche Attribute von Personen internalisiert und eher mit einem inneren Selbst bzw. Bewusstsein identifiziert als mit einer institutionellen Zuschreibung. In diesem Sinne ist das *Subjekt* ein Ergebnis charakteristischer Techniken bestimmter Lebensführungen: „[...]it was formed only for us, among us; it is the result of the distribution of specific cultural techniques for constructing and monitoring a 'self'“ (41).

Anhand der Entwicklung vom modernen Einzelhandel zum Selbstbedienungsgeschäft zeigt du Gay, wie die Konstituierung des Subjektes im Verhältnis zu Verkaufseinrichtungen und Einkaufstechniken neu organisiert wird (Kap. 4). Die Veränderung der Einkaufs-

praxis wirkt sich sowohl auf das Verhalten und das Wesen der Arbeit der Verkäufer, als auch auf die individualisierte und anonymisierte Identität des Käufers aus. An dieser Stelle wird deutlich, dass das, was gemein hin als festgelegte, zugeschriebene und/oder angelegene Persönlichkeit definiert wird, auf einen ganz bestimmten Kontext begrenzt und an diesen zweckgebunden ist, d.h. eben keine Essenz des *Selbst* darstellt.

Im zweiten Teil des Buches konzentriert sich du Gay auf Personen im Organisationsfeld von Institutionen und Öffentlichkeitsmanagement, insbesondere auf Bürokraten und Berufsbeamte. Der normative Paradigmenwechsel vom Beamten im Sinne des Weberischen Idealtyps hin zur „eigennützigsten Persönlichkeit“ (self interested personhood) veränderte nicht nur die Entscheidungspraxen und den damit verbundenen Status der Staatsbediensteten, sondern wirkte sich ebenfalls auf die Trennung des *Selbst* von der Rolle im Rahmen der Dienststelle aus. Moral und ethisches Verhalten dringen aufgrund der Personalisierung bzw. Individualisierung der *Person* nunmehr in den Raum staatlicher Institutionen ein. Dies betrifft auch die Autorität und das Selbstverständnis des gesamten institutionellen Staatsapparats. Das Streben nach einem „businesslike“ Management schwächt dabei den statischen, konstitutionellen Charakter der Bürokratie durch eine auf Marktgrundsätzen basierende und Unternehmertum ausgerichtete Verwaltungsrationalität (124). Die Chance dieser Organisationsform liegt dabei in der Flexibilisierung und der Nutzung versteckter Kapazitäten und Fähigkeiten innerhalb von Institutionen. Doch wie du Gay am Beispiel der öffentlichen Verwaltungsreform unter Clintons Präsidentschaft aufzeigt, verliert die Verwaltung dabei im Gegenzug ihre (unangefochtene) souveräne Stellung (Kap. 6).

Bis auf den Verweis auf eine differenzierte Prüfung und Implementierung von best practices zur Übertragung von unternehmerischen Ansätzen auf öffentliche Verwaltungen und Bürokratien bietet Paul du Gay bis zum Schluss leider keine erschöpfende Alternative oder Neukonzeption für die Übertragung neuer Identitätskonfigurationen in (fremde) Organisationslogiken an. Nach seinem Plädoyer für eine fallbezogene Betrachtungsweise möglicher Übertragungskomponenten an Stelle einer generalisierenden Mentalitätsreform fühlt man sich als Leser zur Ausgangsfrage zurückgeführt: Ermöglicht das Konzept der *Identität* nur noch deskriptive Aussagen oder kann es auch etwas erklären?

**Susanna Karawanskij**

### **Christoph Kucklick: Das Unmoralische Geschlecht. Zur Geburt der negativen Andrologie. Frankfurt a.M.: Edition Suhrkamp 2008.**

Urgent social problems are associated with males. Whether we worry about violence, crime, ecological catastrophes, terrorism, financial speculations, profiteering, car accidents, warfare, rape, battery, paedophilia or bossiness – they seem the effects of unrestrained masculinity. Such connotations of maleness, argues Kucklick, are firstly relatively new – and secondly, came about at about the same time as European societies changed from being socially and hierarchically stratified to being functionally and heterarchically stratified. This, as well as some observations as to certain changes *not* happening, ought to make us rethink the functioning of gender by going beyond the usual social theories that concern the logics of gender.